

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 104.

Mittwoch, 5. Mai.

1915.

## Klippen.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schebe-Heller.

Nachdruck verboten.

Sie nahmen jetzt den Pfad, von dem er gesprochen hatte, den Steine, wildes Geäst und Gestrüpp für den verbarg, der nicht das Land und die Wege genau kannte.

Es war ein ermüdender Weg, steil und schmal, der manchmal ganz versagte, so daß man über Felsen klettern mußte.

„Wird es Ihnen nicht zuviel?“

Er sah besorgt zu ihr hinüber.

Sie lachte: „Möschen und ich sind gut zu Fuß — nicht wahr, Möschen, wir werden so bald nicht müde?“

Das Kind wandte sich um. Eine ganze Strecke war es singend und jubelnd vorausgeeilt.

„Es ist ein herrlicher Weg, Onkel Hans — ich hoffe, wir sind noch lange nicht angekommen!“

Nach einer Stunde beschwerlichen Steigens rief Möschen, die ihnen immer voraus war: „Kommt — kommt schnell — o — es ist ja zu schön hier oben — nichts als Blumen — und draußen die Sonne.“

Mit raschen Schritten gelangten sie zur Stelle, an der das Kind stand, und auch ihnen entfuhr ein Schrei der Verwunderung und Überraschung.

Sie hatten die Höhe erreicht — standen auf dem Kamm der Felswand, die jäh, ohne Abstufung zur Tiefe hinabfällt.

Auf der einen Seite fiel sie in den engen, lichtlosen Talesgrund ab — auf der anderen Seite aber flutete die Sonne, prallte an die Klippen, um in die weite Ausbuchtung des Tales zurückzuströmen und Wald und Fluren zu durchleuchten, das Gold in den Butterblumen, das Purpur im Mohn aufzusammnen zu lassen und liebkosend über den kleinen See zu gleiten, der zum Himmel sein prächtig blaues Auge ausschlug.

Das war wirklich das Sonnenland, wie man in Schlußstunden es sich erträumt.

Wehende Gräser — Blumen und Schmetterlinge — und um sie her die stille Pracht der Tannenwälder und Berge, auf deren Gipfel die Sonne lag.

Auch dort kein Haus, kein heimatliches Hauchwölchen — nichts als die Natur — und doch keine Einsamkeit — in der Lust solch Leben und Glück — solch Singen und Klängen, daß das Herz sich daran nicht sattsehen und satthören konnte.

„Nun, lohnt es sich nicht den steilen Weg?“

„Es ist wunderbar schön.“

Sie sahen im hohen Gras, hinausblickend auf das Sonnenland vor ihnen, und in den Augen der Widerschein jenes Leuchtens und Schimmerns. Und es war noch einmal so schön, weil sie zusammen es genossen — weil sie so nahe aneinanderstanden und eins im Empfinden waren. Vielleicht hatten sie noch nie so mächtig wie jetzt dies Gefühl von Zusammenghörigkeit verspürt — ein sich Verühren und Aneinanderlehnen der Seelen, die ein Sonnenstrahl verbindet — so viel fester, so viel sicherer als die Kette der Ehe, die aus den eisernen Ringen des Gesetzes besteht.

„Es ist doch eine ungerechte Verteilung des Glücks“, meinte Hilde, indem sie auf die Rabenklippe wies — „auf der einen Seite dient sie dazu, das Licht aufzuspeichern, daß kein Strahl, kein Sonnenstäubchen sich verliert — und auf der anderen sperrt sie es ab.“

„Eine Sage wird von dieser Rabenklippe erzählt“, versetzte er.

„In früheren Zeiten bestand die Felswand nicht, und ungehindert konnten die Sonnenstrahlen in jene Talschlucht dringen und sie mit Blumen erfüllen. Der König, der über dieses Land herrschte, hatte eine Tochter, die sich in einen armen Ritter verliebte, der vom Raumental bis hier an den See zu ihr herüberkam. Sie schworen, sich zu heiraten, und trafen sich trotz der Drohungen des Königs immer wieder an derselben Stelle. Eines Tages überraschte er sie; der Ritter floh, doch der Pfeil, den der König nach ihm abschoß, traf ihn am Auge, daß er blind wurde; wütend, ihn nicht getötet zu haben, stampfte der König auf den Boden und ließ eine unübersteigbare Felswand auftreten, die auf immer den Ritter von seiner Tochter trennen sollte.

Aber die Liebe war größer als seine Rache und stärker noch als die Natur. In der Stille der Nacht stiegen sie beide die Felswand hinauf — achteten nicht auf die blutenden Hände und Füße — dachten nur immer ans Ziel, bis sie auf der Höhe sich fanden, und einige selige Augenblicke zusammen verbrachten. Die Zeit war knapp bemessen — und nach kurzer Zeit hieß es wieder umkehren und denselben gefährlichen Stundenlangen Weg zurücklegen. Doch sie lebten und sagten nie — sie wagten ihr Leben für diese Glücksstunde.

Und die Hirten im Raumental erzählten sich — —.“ Er hielt inne und schaute auf sie herab — so innig — so warm — und seine Stimme hatte solchen zärtlichen Klang, als er fortfuhr: „Die Hirten sagen, daß der Sohn des Königs den armen Ritter und seine Geliebte in Raben verwandelt habe und sie nie mehr zusammenkommen können — bis zu dem Tag, da zwei Menschen, die sich lieben, wie jene sich geliebt hatten, den nächtlichen Aufstieg über die Klippen wagen — da wird diese Liebe sie von dem Banne erlösen und sie werden wieder Menschen werden.“

„Welch seltsame — tiefsinnige Sage.“ Sie blieb verträumt zu den Klippen hinüber, als erwartete sie, die zwei Raben aufzflattern zu sehen.

„Und eine Sage, die soviel Wahrheit und Lebensweisheit in sich birgt“, versetzte Riefling. „Fast jeder Mensch erfährt sie an sich selbst. Wir stehen im Schattenland und jammern, daß es dunkel ist und flehen die Sonne an, sie möge zu uns herüberkommen. Und das ist der Fehler. Die Sonne kann sich nicht bewegen — sie kann nur leuchten und wärmen. — Wir müssen uns aufmachen, die Schatten hinter uns lassen und in ihr Land herübergehen. Wenn wir einmal das verstanden haben, ist schon ein Lichtstrahl gewonnen — und dann schauen wir uns um und können sehen, wo das Sonnenland liegt — werden dann aber auch ge-

wahr, daß es erst über Felsen und Klippen gehen muß."

"Ja — nicht wahr — und davor fürchtet man sich?" Sie hatte das so oft empfunden: die Klippe, die vor dem Glücke auffragte.

"Und", fuhr sie fort, "am Fuße der Bergwand anlangt, legt man sich hin — schließt die Augen — und läßt sich hinaübertragen vom Schicksal und Leben — oder — man sucht auf Auswegen und Nebenpfaden die Klippe zu umgehen — oder man kehrt um und redet seiner Freigkeit ein frommes: „Es soll nicht sein“ vor —"

Es war wie eine Weichte. Er fühlte es und meinte nach einer Weile: „Es ist so schade um die Menschen, die also verfahren; denn das Sonnenparadies bleibt ihnen verschlossen. Man muß auf der Höhe gestanden und von dort aus das gelobte Land überschaut haben, um dahin kommen zu dürfen — die schweren Stunden des Steigens und Suchens und Kämpfens sind das Lösegeld, das man dem Glücke zollt. Und mancher wendet sich mit zerrissenen Händen und Füßen entmutigt um und fällt, ehe er den Gipfel erreicht. Aber ich glaube —“

„Sie glauben?“ sie schaute auf und begegnete seinem Blick.

„Ich glaube, selbst dies Steigen muß ein Glück werden, wenn man den Menschen gefunden hat, dessen Hand man erfassen darf, um mit ihm den Aufstieg zu wagen. Meinen Sie nicht auch?“

Sie flüsterte ein „Ja“ ihm zu — aber so leise, daß er es mehr erriet, als hörte.

Dann sahen sie eine lange Weile ganz still. Vor Ihnen das Sonnenland. Um sie her die Ruhe der Natur. Im Herzen eine Liebe so tief und groß, daß sie das Wünschen und Begehrten der Leidenschaft abwerfen und die Erde mit dem Himmel erfüllen konnte.

Wer solche Augenblicke kennt, kann ein Leben lang davon zehren.

So glücklich waren sie, daß Ihnen fast bange wurde, sie könnten dafür zu zahlen haben.

„Ich denke oft, wir sind zu glücklich, daß es nicht wird dauern können“, sagte sie. „Ich fürchte immer, daß einmal das Glück von uns gehen wird.“

„Das Glück flieht immer — denn es hat Flügel. Aber man muß es halten und es zwingen, bei uns zu bleiben.“

Sie lächelten beide, und doch — die leise Furcht, die in ihre Freude sich geschlichen hatte, blieb.

Es schien, als ahnten beide, daß diese Stunde nie wieder zu Ihnen zurückkehren würde.

Sie traten den Heimweg an. Schritte durch die Natur, in der die Blumen sich zu schließen und die Vögel zu schlummern begannen.

Auf den Gipfeln glänzte noch die Sonne — aber über das Tal warfen sich die Schatten des Abends — die Farben wurden um einen Ton blässer — das Rauschen der Bäume leiser — schwarzblau erschienen die Tannen. Am blauen Himmel, an dem noch der Tag herrschte, stieg ein bleicher Mond als Vorboten der Nacht auf.

An ihrer Haustür trennten sie sich — ein langer — inniger Händedruck — und dann wandte er sich um, und sie ging in ihr Haus hinein.

Aber sie hatten das Sonnenland doch geschaut. In ihren Seelen blieb ein Leuchten zurück, das auch später in dunklen Stunden nie ganz verlöschen sollte.

### VIII.

Erna Niedling langweilte sich im Rauental nicht mehr.

Sie atmete tief und erleichtert auf, als sie das stille Haus betrat, das an der Grenze steht zwischen dem Tannenwald und der blühenden Wiese. In Scheuerning war es ihr gewesen, als ob jedes Gesicht sie an den Mann erinnerte, den sie floh, dem sie zu begegnen fürchtete, als schrie das laute Leben, das solchen Raum auf sie ausgeübt hatte, ihre Schuld ihr entgegen.

Hier im Rauental war es friedlich und still. Nichts, das sie an das Geschehene erinnerte — nur ihr Mann, der nichts davon wußte.

In den ersten Tagen lastete noch ein schwerer Druck auf ihr. Sie dachte, sie müßte zu ihm gehen und ihm alles bekennen, um ihm wieder in die Augen blicken zu können und die Qual in der Seele los zu werden.

Aber sie fand nicht die Kraft, es ihm zu sagen.

Sie versuchte nur, durch Liebe und Zärtlichkeit wieder gut zu machen, was sie an ihm geschehlt hatte.

Sie bat ihn, mit ihr zu den Rabenklippen zu gehen, Hilde Roswald habe ihr davon erzählt, und sie wußte es sei sein Lieblingsweg.

Er sah erstaunt zu ihr auf.

Sie saß an ihrem Nähtisch, eine Stickerei in der Hand; das Licht der Lampe schimmerte in ihrem Haar, und die Augen strahlten.

Er mußte sich über diese Wandlung wundern.

War sie Ethels Einfluß zu verdanken?

Hatte sie sich sattgetrunken an dem launischen, berausenden Leben und wandte sich nun dem Frieden am häuslichen Herde zu?

Sie las die Fragen in seinem Blick.

„Nicht wahr, du wunderst dich? Ich weiß selbst nicht, was in mir vorgegangen ist — ich bin so ganz anders als früher. Sich Hans, Ethel hat mir so viel von ihrer Liebe und ihrem Glück erzählt — und ich habe mich danach gefehlt, so heiß — so tief — und ich habe es empfunden, daß wir dies Glück nicht besitzen, daß wir in unserer Ehe so arm geworden sind — und jetzt —“

Sie stockte, ging auf ihn zu und legte ihren Arm um seinen Nacken.

„Heut soll das anders werden. Ich werde mich nicht mehr langweilen. Ich will auf deinem Weg dir folgen und dir alles sein — hörst du — alles — du wirst keinen andern Menschen außer mir mehr brauchen — ich werde dir trauen — dich verstehen — dich lieben — so warm — wie noch nie —. Wirst du da nicht glücklich werden, Hans?“

Sie sprach reich, in stürmischer Erregung — und die Worte fielen wie Schnee auf ihr Gewissen und deckten es zu und betäubten es.

Sie hatte viel mehr für sich als für ihn gesprochen und nicht auf sein Gesicht geachtet.

Der Kampf seiner Seele grub sich auf seinen Zügen ein.

Was sollte er ihr antworten?

Ein Leben ließ sich nicht im Handumdrehen auf eine neue Grundlage aufbauen.

(Fortsetzung folgt.)



Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen bösen Stand.

## Erinnerungen aus der in Frankreich verlebten Zeit beim Ausbruch der Kriege 1870 und 1914.

### II.

Voller Verzweiflung, daß man mich in meinem Alter von 77 Jahren, wo ich fast 40 Jahre in Paris gelebt, in Gefangenschaft seien wollte, erfuhr ich, daß ich am 12. August ins Gefangenensemmler kommen sollte. An die Tür des Kommissariats war angeschlagen, daß zuerst die Elsaß-Lothringer hineinkommen sollten. Diese kamen lächelnd herein, denn sie durften in Paris bleiben, da sie als Franzosen betrachtet wurden. Alle meine bestreiteten Familien, die für mich hätten Flucht sprache einlegen können, waren abwesend von Paris, bis auf eine russische Familie, die ich auch dreißig Jahre lang kannte. Ich wollte zu ihr, doch man mir eine Empfehlung gebe. Da ich auf die andere Seite der Straße gehen will, kommen drei Personen auf mich zu, Vater, Mutter und Tochter, sehr bewundert mich zu sehen. Ich sagte Ihnen, daß ich nicht zur Zeit habe fortkommen und daß ich am 12. August fort solle. Seitdem ich wußte, daß ich fort sollte, schloß und ob ich nicht

mehr und hatte mein trauriges Geschick vor Augen. Die Familie S., die ich ganz zufällig traf, kannte ich auch dreißig Jahre, und sie fragte mich, was sie für mich tun könnten. Ich bat sie um eine Empfehlung und da sagte mir Frau S., am 10. August zu ihr zum Tee zu kommen, vielleicht könne sie etwas für mich ausrichten. Gegen 5 Uhr will ich ausgehen, da gibt mir meine Concierge einen Brief von der Dame, mit der Bitte, nicht zu kommen, sie sei gezwungen auszugehen. Sehr traurig besuchte ich eine andere Dame, und als ich gegen 8 Uhr nach Hause kamme, finde ich eine Visitenkarte von Frau S., wo sie mir darauf schreibt, am selben Abend oder am anderen Morgen zu kommen, da sie mir gute Nachricht mitzuteilen habe. So müde ich war, lief ich hin und da gibt mir Frau S. den Erlaubnisschein, in Paris bleiben zu dürfen, vom Präfekt Mr. Hennion unterzeichnet. Ich war außer mir vor Freude und als ich mit der frohen Botschaft nach Hause kamme, sagen mir meine Wirtsleute: „Nun können Sie ruhig schlafen“, was ich denn auch tat.

Ich bin in meiner Strafe, in der ich seit 25 Jahren wohnte, wohlgekommen. Alle waren gut gegen mich, ausgenommen die Concierges der benachbarten Häuser. Die Kriegsergebnisse änderten sich, und da die Deutschen in der Nähe von Paris, in Compiègne, waren, fürchtete man eine Belagerung, und alle Welt laufte sich Vorräte. Ich kaufte mir einen Ofen, Heizung für den ganzen Winter, Kaffee, Zucker, Konserven, wohl für 80 Franken im ganzen, das alles meiner Wirtin geblieben ist. Dazu kamen noch die Luftschiffe über Paris, das Volk versammelte sich an den Straßenecken und der Haß wurde immer größer. Ich fürchtete mich sogar auszugehen, kam nicht immer von derselben Seite nach Hause, kurzum von der Zeit an kam jeden Tag jemand von der Polizei, um sich bei der Concierge und bei meiner Wirtin zu erkundigen, meine Papiere anzusehen. Alles war in Ordnung, aber es wurde unheimlich für mich und so hieß es denn, ich sollte noch einmal auf die Präfektur kommen. Da sagte man mir, daß kein Deutscher in Paris bleiben dürfe, man ließ mich aber den Ort wählen, wohin ich wollte. Ich wählte Nizza, wo ich bis Juli gewesen und immer eingeladen war, durfte aber wegen der italienischen Grenze nicht hin. Dann wählte ich Pau, durfte auch da nicht hin, und so wußte ich keinen anderen Ort als den, wohin man mich schicken wollte. Ich hatte die Freiheit, allein und auf meine Kosten reisen zu dürfen, während Freundinnen von mir in Viehwagen transportiert wurden.

Jedenfalls hatte man anonyme Briefe an das Kommissariat meines Viertels geschrieben und mitgeteilt, daß noch eine Deutsche da sei, und diese Deutsche einen Neffen als Hauptmann in der Armee habe. Mein Neffe hatte mich öfters in Paris besucht, war auch von einer Familie, wo die Hausfrau Deutsche ist, mehrmals zu Tisch geladen worden. Der Diener war ein arger Deutschenhasser, der sicher den anonymen Brief schidte, denn als ich zum letzten Mal aufs Kommissariat ging, sagte man mir: „Vous avez un neveu dans l'armée.“ So blieb ich bis zum 30. September in Paris und kam am 1. Oktober in ein Gefangenencalager nach 24-stündiger Fahrt. Man hatte mir in Paris gesagt, ich solle nur meine Ankunft auf der Präfektur anzeigen. Ich glaubte dann frei zu sein und mit einer Pension suchen zu können. Das war aber ein Irrtum. Nachdem ich in einem Hotel übernachtet, ging ich den folgenden Tag auf die Präfektur; eine Militärperson sah meine Papiere an, ich mußte auf das Kommissariat und von da kam ein Beamter mit mir in das Hotel, meine Sachen zu holen und mich ins College de gargon zu führen, wo ich alsbald Gefangene war.

Beim Eintritt in den Hof sah ich seitwärts einen Raum, wo sich Soldaten aufhielten, die uns bewachen sollten, dann gab es einen großen Torweg, immer fest geschlossen, hinter welchem die Verkäufer standen und verschiedene Waren anboten. Dann waren noch zwei große Höfe, umgeben von Schulgebäuden. In den großen Schulhäusern waren wohl 80 bis 100 Gefangene verteilt, die auf Strohsäden lagen. Im zweiten Hof befanden sich unter einer Galerie kleine Schulhäuser und in einer derselben wurde ich mit zwei andern Logiert. Meine Mitgefangenen waren auch Lehrerinnen, jede hatte ihr Bett mit Matratze, Kissen und Decke, das sie sich selber gekauft. Es waren in dieser Schullasse nur Schultische und Bänke; man mußte sich also das Nötige, als Waschschüssel, Kanne, Tümer, Servietten, Geschirr usw. kaufen, ebenfalls sein Essen bezahlen, so daß ich für Bett usw. wohl

100 Franken ausgegeben, das nachher dort geblieben ist. Nach acht Tagen, als die Schulen begannen, mußten wir ins Schlachthaus ziehen. Da waren zwei große Höfe voller Steine; die jungen Mädchen schaufelten und machten Wege. Die Höfe waren umgeben mit Ställen fürs Vieh. In diesen Ställen waren auch je 100 Personen einquartiert. Insgangen waren 600 bis 700 Gefangene dort. Frauen und Kinder aus allen möglichen Klassen, Stubenmädchen, Aufwartesfrauen, die alle ihr Brot in Frankreich gefunden und nun ohne Verdienst darstanden. Es waren auch vielleicht 10 Französischen darunter, die durch ihre Männer Deutsche geworden waren. Für alle weiblichen Wesen war es ein Schlaraffenleben und ich dachte manchmal, daß sie alle verlernen zu arbeiten, denn sie machten nur für sich kleine Handarbeiten.

Die Höfe waren durch ein großes eisernes Gittertor geschlossen, hinter dem die Soldaten mit Bajonett standen. Auch kamen die Kaufleute und reichten ihre Waren durchs Gitter, ebenso bezahlte man sie. Man unterhielt sich öfters mit den Soldaten, die ganz gutmütig waren, denn diese wußten wohl, daß die Frauen und Kinder ganz unschuldige Opfer des Krieges sind. Auf der einen Seite des Gitters war ein kleiner Pavillon, in dem sich das Bureau befand, das von einer Deutschen besorgt wurde, die das Brot, die Korrespondenzen austeilte, sich mit der ganzen Sache beschäftigte, die Zahlungen annahm, die Berechnungen machte usw. Auf der andern Seite war ebenfalls ein Pavillon, wo ich unten im rez-de-chaussée mit drei anderen ein Logis hatte, noch eine Vergünstigung, denn die anderen waren zu Hunderten in den Ställen einquartiert, wo sie, von Gittern umschlossen, die für Schafe, Schweine und Kübel bestimmt waren, auf Strohlagern ruhten. Es regnete sehr viel, das Wasser stand auf den Höfen, so daß man keinen Schritt machen konnte. Zwei Herren der Stadt kümmerten sich gratis um dieses Gefangenencalager, kamen alle Tage ins Bureau, und als jemand ihnen sagt: „Das ist, um den Tod hier zu bekommen“, war ihre Antwort: „Es gibt auch Platz auf dem Kirchhof.“

Was das Essen anbelangt, so war es schrecklich und ungemeinbar; man hatte Kochöfen unter einem Zelt eingerichtet, und eine Frau kam, um zu kochen. Das Fleisch war schlecht und nie gut, ebenso das Gemüse, das eigentlich nur aus den Abfällen von Gemüse bestand, was man gewöhnlich fortwirft. Ich habe mich größtenteils von Kaffee und Brot ernährt, denn das Brot war gut. Einige von den Frauen, die Essen verkauften, hatten großen Deutschenhaß. Wir wurden von ihnen Boches und Cochons genannt. Sie hatten aber durch die Boches und Cochons hübsch verdient und werden es wohl empfunden haben, als diese fortkamen.

Einige Deutsche waren mit französischen Offizieren verbündet und hofften auf die Heirat nach dem Kriege. In die Kirche sind wir einmal zwischen zwei Reihen Soldaten mit Bajonetten gezogen, und im Schlachthaus wurde die Andacht von einem protestantischen Pfarrer auf einem Boden über den Ställen gehalten. Alle meine mir befreundeten Familien hatten sich bemüht, mich frei zu lassen, man hatte an alle Präfekten, sogar an den Kriegsminister geschrieben, aber seitdem das Militärgebot bestand, war nichts mehr zu machen, und so mußte ich mich ergeben und auf den Austausch von Gefangenen warten. Ich benutzte den ersten Zug, der Ende November nach Genf ging, war vier Tage und drei Nächte unterwegs. Die Reise war schrecklich und ich wunderte mich noch, daß ich diese Anstrengungen, ohne zu essen und zu schlafen, aushalten könnte. Einige Herren begleiteten uns. Ich hatte 2. Klasse bezahlt, es gab aber keine, und auch keine D-Züge, die man versprochen hatte. Es wurde auch auf den Stationen selbst nicht gehalten, immer in der Nähe. Da die Bevölkerung wußte, daß es ein Zug mit deutschen Gefangenen war, hatten sich an einer Station 20 junge Leute versammelt. Einer derselben machte die Wagentür auf mit einem Messer in der Hand und rief: „Nous voulons une victime“; andere sahen wir Steine aufheben und in die Tasche stecken, die sie bei Gelegenheit warfen. Die Herren, die uns begleiteten, rieten uns, Fenster und Vorhänge zu schließen. So kamen wir denn halb tot in Genf an und wurden dort sehr freundlich aufgenommen, wurden in einen großen Saal geführt, wo alle Personen aufgerufen und antworten mußten, ob sie da waren. Dann sagte der Präsident, daß nur solche in der Schweiz bleiben könnten, die von ihren eigenen Verwandten reklamiert würden. Das war bei mir nicht der Fall, aber ich war von einer hochgestellten Dame, in der Schweiz sehr be-

kammt, eingeladen worden, nach Paris zu kommen, und so bin ich dort vier Monate geblieben. Jetzt befindet sich mich in Deutschland. Das alles liegt wie ein Alp hinter mir; ich werde Zeit gebrauchen, mich nach so langer Abwesenheit hier einzugehören. Ich wünsche nur eins: daß die Deutschen aus diesem Kriege so siegreich hervorragen wie 1870. Die Franzosen sehen ihre Hoffnung auf das Endresultat und sind von ihrem Siege überzeugt.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

**Ärztliches aus Paris.** Interessante Mitteilungen über das Krankenhauswesen und die Verbundetenpflege in Paris macht der frühere Pariser Korrespondent der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, der jetzige württembergische Stabsarzt Dr. Schöber, in einem Aufsatz der genannten Zeitschrift. Auf Grund seiner langjährigen früheren Erfahrungen und des Studiums der französischen medizinischen Fachpresse aus den letzten 6 Monaten beleuchtet er die tiefgehenden Wandlungen im ärztlichen Leben der Seinestadt. Gegen 500 Lazarette befinden sich in Paris und den innerhalb der Festungsverweke gelegenen Vororten. Die vier ständigen großen Garnisonlazarette wurden sofort bei Kriegsausbruch um weitere 69 Militärlazarette vermehrt; sie wurden durch die Umwandlung schon bestehender großer Gebäude geschaffen, wie der Ecole Polytechnique, des Grand Hotel, des Kaufhauses Bon-Marché, der Ausstellungshalle Grand Palais usw. Diesen Militärlazarette schließt sich nun eine ungewöhnlich große Anzahl von Vereinslazaretten des französischen Roten Kreuzes an. Sie betrugen im November 1914 am Zahl bereits 299, und da die Gesamtzahl der Roten Kreuz-Lazarette Frankreichs mit gegen 600 anzugeben ist, so dürfte sich etwa die Hälfte aller dieser Lazarette in Paris und seinem nächsten Umkreis befinden. Die andere Hälfte ist über das ganze Land dünn ausgesät, und so beweist auch das Lazarettwesen, wie stark die Zentralisation in allen Dingen in Paris ist und wie sehr die Provinz der Hauptstadt gegenüber vernachlässigt wird. Die Lazarette des Roten Kreuzes sind z. T. in den elegantesten Lokalen der Pariser Lebewelt untergebracht, so in den luxuriösen Hotels Ritz, Bristol und Majestic, in dem auf das raffinierteste eingerichtete Damenkleidergeschäft von Worth, dann auch in dem Finanzministerium, das in den Tuilerien seinen Sitz hat, im Golfclub zu Versailles, beim Casino zu Enghien usw. Als dritte Klasse von Militärlazaretten in Paris kommen unabhängige Krankenhäuser in Betracht, die aber unter Aufsicht des Kriegsministers stehen, so das für Kriegszeiten stark vergrößerte englische und das amerikanische Hospital, einzelne Abteilungen der großen städtischen Krankenhäuser und endlich etwa 2 bis 3 Dutzend Militäreholungsheime. „Über die Zahl der Patienten in diesen Krankenhäusern wie überhaupt im französischen Heere, bringt nichts nach außen durch“, bemerkt Dr. Schöber. „Noch keine einzige Verlustliste ist in Frankreich seit Beginn des Krieges ausgegeben worden. Das gefährliche System der Verschleierung wird, so weit nur möglich, geübt. Kürzlich wurde in der Kammer der Kriegsminister Millerand darüber interpelliert, er drückte sich aber um die Sache herum mit der faulen Ausrede, daß die zurzeit noch unvermeidlichen Ungenauigkeiten solcher Listen falsche Hoffnungen erwecken und grausamen Enttäuschungen aussehen könnten und daß daher der Zeitpunkt zu ihrer Veröffentlichung noch nicht gekommen sei. Auf keinem der zahlreichen Pariser Soldatenkrankenhäuser ist die Lazarettflagge aufgehängt, wohl auch aus Verschleierungsgründen. Wie es mit der ärztlichen Behandlung und Krankenpflege in diesen zahlreichen Lazaretten in Paris besteht ist, darüber läßt sich von der Ferne kein Urteil abgeben. Immerhin glaube ich auf Grund meiner langjährigen früheren Erfahrungen annehmen zu dürfen, daß sie in den großen Krankenanstalten in Paris, ebenso wie in Friedenszeiten, im allgemeinen gut ist. Im Gebiet der Kriegsoperationen dagegen scheint es um das Sanitätswesen möglich bestellt zu sein.“ Eine parlamentarische Kommission zur Untersuchung des Sanitätsdienstes an der Front wurde bekanntlich von dem Generalissimus Joffre so ablehnend behandelst, daß sie sich auflöste, ohne etwas gesehen zu haben.

Was sich die Engländer von der „Londoner Messe“ versprechen. Der große Erfolg, den die Leipziger Messe diesmal auch in Kriegszeiten zu verzeichnen hat, beweist die ungebrochene Lebensfähigkeit dieses großartigen Unternehmens des deutschen Handelsgeschäfts und läßt uns mit Ruhe den Anstrengungen entgegensehen, die die Engländer unternehmen um der Leipziger Messe eine Londoner Nebenbuhlerin gegenüberzustellen. Schon bald nach Ausbruch des Krieges hat ja das englische Handelsministerium die Sache in die Hand genommen und die verzweifeltesten Anstrengungen gemacht, um diese dem Engländer so fremde Einrichtung in Gang zu bringen, so daß nunmehr am 10. Mai die erste „Londoner Messe“ eröffnet werden wird. Wie hoch man dabei seine Hoffnungen gespannt hat, das geht aus den Berichten und Aufforderungen hervor, mit denen jetzt die englischen Blätter überschwemmt werden. „Wenn britische Fabrikanten die Hand ergreifen, die ihnen das Handelsamt reicht, dann wird die Leipziger Messe ausgelöscht werden aus dem Antlitz der handelsreibenden Erde, und die Londoner Messe wird an ihrer Stelle stehen als die unumschränkte Beherrscherin der industriellen Welt.“ Mit solch hochtönenden Worten werden die Ankündigungen eingeleitet. Die Leipziger Messe wird dann als „ein Musterbeispiel der deutschen Organisation“ in ein helles Licht gestellt und direkt empfohlen, die Einrichtungen, die sich hier bewährt haben, möglichst nachzuahmen. Der Engländer habe bisher die „kleinen Artikel“, die auf der Messe gezeigt werden, zu sehr vernachlässigt. Es wird ihm zu Gewalte geführt, daß der Handel mit solchen Kleinigkeiten, wie Spielzeug, Töpferwaren, billigen Schmucksachen usw. in Deutschland eine Ausfuhr im Werte von mehr als 800 Millionen Mark erreicht habe; etwa ein Zehntel all dieser Waren gingen nach Großbritannien und seinen Kolonien, und so sind namhafte Gewinne aus den englischen Gebieten in die deutschen Taschen geflossen. Wie gut hätten es die Leipziger verstanden, wie gemütlich und unterhaltsam sei es auf diesen Messen gewesen, so daß Besucher, die einmal da waren, immer wieder kamen! Und dann wird kategorisch erklärt, worüber wir im Angesicht der neuesten Erfolge der Leipziger Messe nur lachen können: „Jetzt hat die Leipziger Messe zu existieren aufgehört, denn Deutschland ist gegenwärtig von aller Welt abgeschnitten und kann seine Bedürfnisse nicht mehr befriedigen. Aus diesem Grunde hat das Handelsamt einen für ein Ministerium geradezu revolutionären und sehr wichtigen Schritt unternommen: die Schöpfung der Londoner Messe.“ Zwei Gesichtspunkte wurden von der britischen Regierung hauptsächlich ins Auge gefaßt. Einmal sollen auf dieser Messe den englischen Fabrikanten Beispiele von deutschen und österreichischen Waren gezeigt werden, in denen die englische Industrie bisher nichts geleistet hat, und durch diese Vorführung werden die englischen Fabrikanten direkt zu einer Nachahmung der deutschen Erzeugnisse aufgefordert. Sodann sollen hier die englischen Fabrikanten mit all den Käufern in eine nähere Verbindung gebracht werden, die sich bisher für ihr Geschäft mit deutschen und österreichischen Waren versorgten. Die Londoner Messe, die also nichts anderes ist als eine slavische Nachbildung der Leipziger, wird nunmehr am 10. Mai in der Royal Agricultural Hall eröffnet werden, und zwar sind folgende Industriezweige zur Ausstellung ihrer Waren eingeladen: Spielzeug und Spiele, Töpferwaren und Porzellan, Glas, Messerschmiedewaren, Uhren, Phantasiewaren, billige Schmucksachen einschließlich Knöpfen, Nadeln und ähnlichen Artikeln, Geschirr aus Neusilber und ähnlichen Metallen und endlich Drucksachen aller Art. Nur Fabrikanten dürfen ausstellen und zwar nur Waren, die sie selbst hergestellt haben. Es wird ausdrücklich betont, daß es sich um ein rein geschäftsmäßiges Unternehmen handelt und daß daher ein besonderer Schmuck bei der Ausstellung der Waren zu vermeiden ist. Um die Bequemlichkeit und die Vergnügungen der englischen Messe-Besucher kann sich die englische Regierung nicht kümmern; sie lehnt also Maßnahmen dieser Art ab, aber sie hofft, daß die Londoner alles tun werden, um den Messegästen das Leben recht angenehm zu gestalten, denn „es wird daraus mehr oder weniger für jeden Londoner Gewinn entstehen.“ Vor allem sollen Hotels, Straßenbahnen, Theater, Variétés und andere derartige Unternehmungen diese „Britische Industrieausstellung“ unterstützen, und es ist auch anzunehmen, daß sie dies tun werden — durch gehöriges Aufschlagen mit den Preisen.